

sung miteinander ins Gespräch zu bringen, aber auch konkret genug, um diese unterschiedlichen Perspektiven zu integrieren« (Bührmann 2009: 37). Bührmann schließt daraus, dass »die theoretische und methodisch-methodologische Unbestimmtheit des Konzepts Intersektionalität« die »Bedingung der Möglichkeit der Forschung über Intersektionalität« ist (ebd.). Für sie »ist die Erforschung von und über Intersektionalität als ein umkämpftes Feld zu betrachten«, das sich in einem vor-paradigmatischen Zustand befindet (Bührmann 2009: 37; vgl. auch ebd.: 30). Auch Riegraf erachtet Intersektionalität als offenes, unspezifisches Buzzword, hinter dem sich theoretisch und methodisch kontroverse Ansätze subsumieren lassen (vgl. Riegraf 2010: 41). Den Erfolg von Intersektionalität sieht Riegraf in der theoretischen und methodologischen Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung, weitreichenden gesellschaftlichen Umbrüchen im Geschlechterverhältnis und dem Wandel politischer Interventionen, Strategien und Programme (vgl. ebd.). Für Walgenbach hingegen hat Intersektionalität bereits den Paradigmenstatus erreicht. Paradigmen stellen ihrer Auffassung nach Orientierungsrahmen bereit, die aus einem Set von Begriffen, Problemstellungen, Lösungsvorbildern, Standpunkten, Theorien und Methoden bestehen, als Forschungsgrundlage dienen können, prinzipiell offen sind und eine spezifische Perspektive auf wissenschaftliche Probleme bieten (vgl. Walgenbach 2011: 114f.). Der grundsätzlichen Kritik an Intersektionalität, »dass unklar bleibt, was sich jeweils kreuzt: Identitäten, Erfahrungen, Herrschaftsverhältnisse oder Kategorien«, hält sie entgegen, dass gerade diese Offenheit die Stärke eines Paradigmas ausmacht, »Paradigmen benötigen keine Reduzierung auf spezifische Regeln, sie sind vielmehr Regeln vorgeordnet bzw. übergeordnet und damit umso verbindlicher« (Walgenbach 2011: 121; vgl. auch Knapp 2005).

Intersektionalität ist somit ein Begriff, der durch Raum und Zeit gereist ist, für viele wissenschaftliche Disziplinen Anschlussmöglichkeiten bietet und sich nach wie vor großer Beliebtheit erfreut, ein umfassend weiterentwickelter Ansatz, der zu neuer Theoriebildung einlädt. Und die Reise geht weiter.

1.9 Offene Herausforderungen oder: Intersektionalität, aber wie?

Vor dem Hintergrund der zahlreichen Ansätze und Publikationen zu Intersektionalität scheint eine weitere Beschäftigung mit dem Thema zunächst unnötig – ungleichheitsgenerierende Kategorien wurden benannt, verschiedene Modelle zur Beschreibung der komplexen Machtverhältnisse entwickelt, methodologische Probleme erörtert, empirische Studien angefertigt. Das Thema ist in aller Munde, alles scheint bereits (an-)diskutiert. Weshalb also ein solches, fast schon inflationär benutztes Thema erneut aufgreifen?

Eine der Herausforderungen von Intersektionalität besteht meines Erachtens darin, dass es sich um eine Debatte handelt, die vorwiegend ohne den Einbezug konkreter empirischer Forschungen erfolgt(-e). Zwar liegt ihr Ursprung in der Empirie (wie etwa Crenshaws Beispiel der entlassenen Schwarzen Arbeiterinnen zeigt), in den vergangenen Jahrzehnten sind die theoriebildenden Diskussionen jedoch überwiegend empirielos geführt worden (für Ausnahmen vgl. Kap. 1.6). Dies spiegelt sich nun in den Herausforderungen, die sich für die empirische Forschung bei der Anwendung des intersektionalen Gedankens stellen. Was genau soll im empirischen Material aufgespürt bzw. – je nach Methode – aus ihm heraus entwickelt werden? Einzelne Kategorien? Alle gemeinsam? Drei? Oder fünfzehn, wie Krüger-Potratz und Lutz (2002) dies vorgeschlagen haben? Werden Kategorien einzeln analysiert, müssen sich Forschende den Kritiken stellen, die u.a. den additiven und multiplikatorischen Ansätzen sowie den Achsenmodellen entgegengebracht wurden: Jede Kategorie muss dann einzeln existieren (vgl. Fenstermaker/West 1995), die Dynamiken werden verkannt (vgl. King 1992), die Bedeutung von Zugehörigkeiten und Machtsystemen füreinander bleibt unverstanden und es besteht die Gefahr, polarisierende Dualismen zu bilden (vgl. Castro Varela/Dhawan 2006). Kategorien werden als mit einem genuinen Kern versehen imaginiert (vgl. Walgenbach 2007), anstatt sie als stets kontingent zu denken (vgl. Lorey 2008). Wenn Analysen auf diese Weise altbekannte Probleme reproduzieren, was genau muss dann eigentlich untersucht werden? Bisher existieren keine neuen Kategorien für das, was Intersektionalität zu fassen versucht. Folglich können diese weder in den Erzählungen benannt werden (so diese als Erhebungsmethode gewählt werden) noch per Fragebogen (o.ä.) erhoben werden und auch nicht bei der Auswertung des Datenmaterials als Analyse-kategorie verwendet werden. (Sozial-)Forschung agiert jedoch – voraussetzend oder aus dem Material heraus bildend – mit Kategorien, sodass sich Wissenschaftler*innen in ihren konkreten Analysen von Intersektionalität abwenden und auf ›herkömmliche‹ Varianten zurückgreifen, einzelne Kategorien zu untersuchen. Wie also mit dem Problem umgehen, von komplexen Machtverhältnissen umgeben zu sein, die unter anderem unter dem Label Intersektionalität thematisiert werden, diese aber nicht ›richtig‹ kategorisieren zu können? Aus den erhobenen Daten lassen sich nicht einfach Kategorien in ihren Wechselwirkungen – also komplexe Machtverhältnisse – herausarbeiten. Ist Intersektionalität noch nicht weit genug konzipiert, um die theoretischen Debatten empirisch einlösen zu können? Oder erweist sich Intersektionalität gar als ungeeignet, um komplexen Machtverhältnissen empirisch gerecht zu werden?

Basierend auf den hier vorgenommenen Rahmungen des Themas Intersektionalität hat sich ein grundsätzliches Problem dieses gesellschaftskritischen Ansatzes abgezeichnet: Der Begriff bzw. Ansatz *Intersektionalität* ist letztlich mit Vieldeutigkeit überladen. Er verbleibt im Innersten jedoch dunkel und ist zugleich an den Rändern ausgefranst, wie Bauman dies für den Begriff der Moderne konstatiert

(vgl. Bauman 2005: 16). Intersektionalität zu denken und theoretisch zu beschreiben, als Modell, Metapher, Figur o.ä., erweist sich als schwierig. Immer wieder werden Zugänge als unterkomplex kritisiert (vgl. Kap. 1.5). Kategorien sind zudem kontextspezifisch wirksam, es sind nicht immer alle Kategorien gleichermaßen relevant (vgl. Degele/Winker 2009: 18). Auch ein konstitutives Scheitern³² dieser ist möglich, findet in den Ansätzen bislang jedoch keine Berücksichtigung (vgl. Lorey 2008: o.A.; Villa 2006a). Intersektionalität ist momentan zudem stark an personenbezogenen Differenzkategorien und weniger an der Sozialstruktur orientiert (vgl. Weinbach 2008: 171). Zugleich birgt die Intersektionalitätsforschung das Risiko, von Verhältnissen auf Verhalten und von Diskursen auf Praxen zu schließen und diese dadurch gleich zu setzen (vgl. Villa 2010: 256), um nur einige der grundsätzlichen Kritiken anzuführen.

Wissenschaftler*innen, die sich mit Intersektionalität beschäftigen, stehen damit gegenwärtig vor großen Herausforderungen. Unbestritten ist die Notwendigkeit, Machtverhältnisse in ihrer Komplexität erfassen, beschreiben und auf dieser Basis dann auch kritisieren und verändern zu können, denn »Intersektionalität hilft bei der Spurensuche nach Widersetzung und Handlungsfähigkeit innerhalb der komplexen Bündelung unterschiedlicher Fäden von Macht, Herrschaft und Unterwerfung« (Schrader 2013: 172). Eine weiterführende Auseinandersetzung mit diesem Thema lohnt daher. Ich werde im Folgenden aufzeigen, welche grundsätzlichen Probleme sich bei dem Versuch ergeben, die theoretischen Debatten um Intersektionalität in die empirische Forschungspraxis zu adaptieren. Dabei wird deutlich werden, dass Intersektionalität in ihren Konzeptionen einige prinzipielle Herausforderungen birgt, wodurch eine empirische Umsetzung dieser Debatten gegenwärtig kaum möglich ist. Hierfür werde ich mich sowohl mit der Essentialisierungsgefahr durch Kategorisieren als auch mit der Kontingenz von Kategorien auseinandersetzen. Dabei handelt es sich um generelle (sozialwissenschaftliche) Herausforderungen, mit denen Forschende konfrontiert sind. Sie ließen sich ebenso anhand anderer gesellschaftstheoretischer Ansätze aufzeigen, stellen jedoch meines Erachtens für Intersektionalität zentrale offene Fragen mit enormer Reichweite dar. Am Ende wird die Erkenntnis stehen, dass Intersektionalität in ihren gegenwärtigen Konzeptionen in der empirischen Forschungspraxis kaum umsetzbar ist und dem nicht gerecht wird, was der Zugang in den theoretischen Ansätzen vorweisen kann: das Konglomerat von Wirkungen zu erfassen, das sich aus

32 Villa beschreibt mit Butler denkend, dass Normen und Handeln nicht übereinstimmen, so dass zwar Anrufungen erfolgen, die Handlungsfähigkeit und soziale Existenz ermöglichen, aber immer auch Subversionen, die Möglichkeit zu Verschiebungen bieten und damit auch scheitern können. Sie vergleicht dies mit der Veränderung des Inhalts bei dem Spiel *Stille Post*, wo sich allmählich der Sinn verschiebt (vgl. Villa 2006a: 227).

der Relevanz mehrerer Kategorien ergibt. In der Folge werde ich Butlers Subjektivierungsansatz als eine Möglichkeit aufzeigen, den Herausforderungen zu begegnen, die Intersektionalität aufwirft.

1.10 (Intersektionale) Kategorien zwischen Essentialisierung und Kontingenz

»Kategorien scheinen unser Gefängnis, unser unauflösbares Zwangsverhältnis zu sein.« (Lorey 2008: 139; vgl. auch Lorey 2012b) Wir verwenden sie im Alltag beständig, um Menschen, Dinge, Prozesse zu beschreiben, uns zu verständigen, soziale Ordnung zu (re-)produzieren. Auch in den Diskussionen um Intersektionalität stehen Kategorisierungen im Mittelpunkt des Interesses, sie bilden den zentralen Bezugsrahmen: Ohne Kategorien keine Intersektionalität. Dabei wird zwar ausführlich darüber debattiert, welches die relevanten Kategorien sein sollten, jedoch werden die Kategorisierungen *als solche* selten problematisiert. Spätestens in der empirischen Forschungspraxis wird jedoch deutlich, dass die Kategorien, auf die Intersektionalität Bezug nimmt, einerseits in sich kontingent, andererseits zugleich aber auch mit der Gefahr der Essentialisierung verbunden sind. Dies werde ich nachfolgend näher erläutern, zunächst jedoch auf den Kategorien-Begriff und die ihm inhärenten Bedeutungen eingehen.

1.10.1 Etwas definieren: Zum Kategorien-Begriff

Der Begriff *Kategorie* ist ursprünglich ein Terminus, der aus dem Griechischen stammt und mit *Grundaussage* übersetzt werden kann (vgl. Duden 2001: 397). In der griechischen Gerichtssprache bedeutete er zudem, »einem auf den Kopf zu[zu]sagen, was er ist: Jemanden eines bestimmten Vergehens beschuldigen dadurch, dass der Ankläger sagt, was die Tat des Angeklagten war.« (Koch/Bort 1990: 7) Dabei kann über die genannte Sachlage diskutiert werden. Für Koch und Borchert sind Kategorien »Was-Bestimmtheiten eines Jeweiligen, also Seinbestimmtheiten, die das nennen, was das Sein einer jeweiligen Sache ist« und sie beschreiben weiter, »Kategorien sind apriorische ›Gegebenheiten‹, die ans Licht gehoben werden können oder auch im Dunkeln bzw. Unbegriffenen verbleiben oder auch nur verstellend oder verkürzend thematisiert werden können« (ebd.: 8). Seit dem 18. Jahrhundert wird der Terminus *Kategorie* auch dafür verwendet, um eine »Begriffs-, Denk-, Anschauungsform« zu beschreiben, die Verwendung als Bezeichnung für »Klasse, Gattung« erfolgt erst seit dem 19. Jahrhundert (Duden 2001: 397).

Der Kategorien-Begriff impliziert damit (historisch betrachtet) die Vorstellung des ›Seienden‹, mit der unverkennbar definiert werden soll, wie etwas beschaffen ist, was es ausmacht. Er zielt demnach auf einen genuinen Kern. Diese Betonung